

Maria Regina Kaiser

ANNETTE VON DROSTE- HÜLSHOFF

*Dichterin
zwischen den Feuern*

❧ Romanbiografie



 Südverlag



Maria Regina Kaiser (Foto: privat)

Maria Regina Kaiser, Dr. phil., 1952 in Trier geboren, studierte in Frankfurt am Main Alte Geschichte, Archäologie und Hispanistik. Nach ihrer Promotion war sie bis 1986 in der Forschung tätig, von 1987 bis 1991 arbeitete sie als Lektorin in einem Wissenschaftsverlag. Heute ist sie freie Schriftstellerin von historischen Romanen und Romanbiografien. Von Maria Regina Kaiser ist im Südverlag bereits erschienen: „Selma Lagerlöf. Die Liebe und der Traum vom Fliegen“ und „Astrid Lindgren. Helle Nächte, dunkler Wald ...“



Umschlagabbildung: akg-images / De Agostini Picture Library (AKG2074623): Annette von Droste-Hülshoff im blauen Seidenkleid. Gemälde von Johann Joseph Sprick, 1838.
Umschlaggestaltung: nalbachtypografik Silke Nalbach, Mannheim

„Denn in hundert Jahren möcht' ich gelesen werden ...“, notiert sie selbstbewusst über ihren Nachruhm: Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), die wohl bedeutendste deutschsprachige Dichterin des 19. Jahrhunderts.



Als Siebenmonatskind kommt sie auf einer westfälischen Wasserburg zur Welt, kaum lebensfähig. Aber Annette kämpft. Auch wenn sie kränklich bleibt, ziehen sich Stärke und Vitalität wie ein roter Faden durch ihre Biografie. Früh zeigt sich Annettes große Begabung: Hochmusikalisch ist sie, vor allem formuliert sie meisterhafte Verse. In einer Epoche voller Brüche steht die feinsinnige Poetin zeitlebens in Konflikt mit der Konvention, zwischen Gehorsam und Auflehnung. Annettes besondere Beziehung zu ihrem Schützling, dem siebzehn Jahre jüngeren Levin Schücking, gerät bald zu einer funkensprühenden „Liebesfreundschaft“ ...



 Südverlag



Maria Regina Kaiser

ANNETTE VON
DROSTE-HÜLSHOFF
Dichterin zwischen den Feuern

Maria Regina Kaiser

ANNETTE VON DROSTE- HÜLSHOFF

*Dichterin
zwischen den Feuern*

❧ Romanbiografie



 Südverlag

„Denn in hundert Jahren möcht' ich gelesen werden ...“, notiert sie selbstbewusst mit Blick auf ihren Nachruhm: Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), die wohl bedeutendste deutschsprachige Dichterin des 19. Jahrhunderts. Als Siebenmonatskind kommt sie auf einer westfälischen Wasserburg zur Welt, kaum lebensfähig. Aber Annette kämpft. Auch wenn sie kränklich bleibt, ziehen sich Stärke und Vitalität wie ein roter Faden durch ihre Biografie. Früh zeigt sich die große Begabung des wissbegierigen Mädchens: Hochmusikalisch ist sie, zudem formuliert sie bereits mit fünf Jahren druckreife Gedichte. In einer Epoche voller Brüche steht die feinsinnige Dichterin zeitlebens in Konflikt auch mit der Konvention: Ihr wacher Geist, ihre lebhaftere Fantasie drängen nach draußen, und es ist ihre Dichtkunst, die Annette Flügel gibt und sie so manche Enge ertragen lässt. Annettes besondere Beziehung zu ihrem Schützling, dem siebzehn Jahre jüngeren Levin Schücking, gestaltet sich zunehmend facettenreich – bis hin zu einer funkensprühenden „Liebesfreundschaft“. Und doch kommt es zur Trennung der beiden. Aber Annette zerbricht daran keineswegs. Im Gegenteil, sie zieht sich auf ihr Kanapee zurück und schreibt weiter: meisterhafte Verse. Maria Regina Kaiser entdeckt die stolze Dichterin als vitale Frau und große Kämpferin – das einfühlsame Porträt einer großen Poetin, deren Zeilen mitten ins Herz gehen ...



ANNETTE
VON
DROSTE-
HÜLSHOFF

*Dichterin
zwischen den Feuern*

Für Annette G.
nach dem Gang durchs Moor

„Wenn du durchs Feuer gehen musst,
verbrennst du nicht ...“

JESAJA

„Das Glück ist die Liebe.“

LEVIN SCHÜCKING

Maria Regina Kaiser

ANNETTE VON DROSTE- HÜLSHOFF

*Dichterin
zwischen den Feuern*

⌘ Romanbiografie

 Südverlag

INHALT



VORSPIEL

Burg Hülshoff, Januar 1797 ... 9

TEIL 1: DAS MÄDCHEN IM MOOR ... 15

Der Leberfleck

Burg Hülshoff, 1802 ... 16

Der Schrank

Burg Hülshoff, 1805 ... 18

Eifersucht

Burg Hülshoff, Sommer 1806 ... 21

Osternacht

Burg Hülshoff, 1811 ... 26

Der Mann im Haus gegenüber

Münster, November 1812 ... 28

„Schon wieder Schiller!“

Burg Hülshoff, Dezember 1812 ... 34

Eine neue Freundin

Burg Hülshoff, Januar 1813 ... 39

Abschied von Kathinka

Burg Hülshoff, Sommer 1813 ... 45

Familientreffen im Paderborner Land

Bökerhof, Sommer 1813 ... 52

Wohlklang im Rathaus

Höxter, Januar 1820 ... 55

Onkel Werners Freund

Bökerhof, Ende März 1820 ... 59

Singende Onkel und dichtende Männer

Bökerhof, Sommer 1820 ... 69

Ein Gott aus Stein

Burg Hülshoff, Herbst 1820 ... 74

Sommer der Musik

Burg Hülshoff, Juli 1821 ... 78

Luftveränderung am Rhein

Köln, Herbst und Winter 1825 ... 84

Die Zeiten ändern sich

Burg Hülshoff und Rüschaus, 1826 ... 88

TEIL 2: EIN NEUES LEBEN ... 91

Müde wie ein Postpferd

Auerhof am Rhein, Februar bis Mai 1831 ... 92

„Nein!“

Rüschaus, Mai 1831 ... 103

Ein Brief von Kathinka

Rüschaus, Mai 1831 ... 106

Alles im Wandel

Rüschaus, September 1834 ... 110

Was ist die Zeit?

Schloss Berg bei Eppishausen (Schweiz), Ende Oktober 1835 ... 114

Ein frohes Ereignis in Lappland

Schloss Eppishausen (Schweiz), 5. März 1836 ... 118

Die Mergelgrube

Bei Münster, 1830er-Jahre ... 121

„Aschendorff soll es drucken!“	
<i>Rüschhaus, Januar 1838</i>	... 124
„Einen fremden Namen möcht' ich nicht“	
<i>Rüschhaus, Februar 1838</i>	... 127
Sonntagstee der Heckenschriftsteller	
<i>Münster, Januar 1839</i>	... 129

TEIL 3: STERNE JAGEN MIT LEVIN ... 139

Besuch von Adele	
<i>Rüschhaus, Mai 1840</i>	... 140
Kairos, der Gott des richtigen Zeitpunkts	
<i>Rüschhaus, Mai 1840</i>	... 146
Das malerische und romantische Westfalen	
<i>Rüschhaus, Ende Oktober 1840</i>	... 148
„Ach, Ludowine!“	
<i>Rüschhaus, Oktober 1840</i>	... 152
Mit vier prächtigen Schimmeln über Land	
<i>Münsterland, Oktober 1840</i>	... 156
Nur ein Gedanke, nur ein Bild vor Augen	
<i>Burg Hülshoff, November 1840</i>	... 159
Die Augen des Ahnherren	
<i>Rüschhaus, Anfang 1841</i>	... 162
Noch ein Ende	
<i>Rüschhaus, Anfang Februar 1841</i>	... 165
Reisefieber	
<i>Rüschhaus, 19. September 1841</i>	... 167
Viel Abwechslung	
<i>Meersburg, Herbst 1841</i>	... 170
Uhland hüpf	
<i>Meersburg, Oktober 1841</i>	... 173
Spaziergang am See	
<i>Meersburg, 31. Oktober 1841</i>	... 176

Die Wette oder Der Mittelpunkt der Welt	
<i>Meersburg, Ende 1841</i>	... 179
Der Knabe im Moor	
<i>Meersburg, Anfang 1842</i>	... 182
Freiligrath vermittelt	
<i>Meersburg, Ende Februar 1842</i>	... 186
Der Ring	
<i>Meersburg, März 1842</i>	... 189
Das schlimme Wörtchen „Du“	
<i>Meersburg, Frühjahr 1842</i>	... 196
Fronleichnamstag	
<i>Meersburg, 26. Mai 1842</i>	... 199
Mondaufgang	
<i>Meersburg, Juli 1842</i>	... 202
„Diese Person!“	
<i>Rüschhaus, März 1843</i>	... 204
Casta Diva	
<i>Rüschhaus, März 1843</i>	... 208
Mit dem Lies zusammen	
<i>Meersburg, Oktober 1843</i>	... 211
500 Taler!	
<i>Meersburg, November 1843</i>	... 214
„Lebt wohl, es kann nicht anders sein“	
<i>Meersburg, 1844</i>	... 217

TEIL 4: VERLASSEN, ABER EINSAM NICHT ... 225

Das hilfsbereite fünfte Rad	
<i>Gut Abbenburg, 1845</i>	... 226
Das Gedicht	
<i>Rüschhaus, Anfang 1846</i>	... 229
Die Ritterbürtigen	
<i>Rüschhaus, Anfang 1846</i>	... 236

Zum dritten Mal	
<i>Münsterland, Bonn und Bodensee, Oktober 1846</i>	... 239
Am grünen Kachelofen	
<i>Meersburg, November 1846</i>	... 243
Als der Phönix aufstieg	
<i>Meersburg, 24. Mai 1848</i>	... 245
EPILOG	
<i>Gut Sassenberg, August 1854</i>	... 249
NACHWORT DER AUTORIN	... 255
ABBILDUNGEN	... 285
ANHANG	... 295
Zeittafel	... 296
Glossar	... 303
Annettes Menschen	... 309
Annettes Orte	... 321
Annettes Werke	... 325
Literatur (Auswahl)	... 327
Quellennachweis	... 331
Bildnachweis	... 333
Dank	... 335

VORSPIEL

Burg Hülshoff, Januar 1797



WIE HATTE SICH DOCH DIE WELT im gerade abgelaufenen Jahr 1796 verändert!

Von seinem Polsterstuhl aus schaute der Freiherr Clemens-August von Droste-Hülshoff immer wieder durch das Fenster des Gartensaals hinaus auf die Winterlandschaft, die die Wasserburg umgab. Im Zimmer war es wohligh warm. Es duftete nach Kolophonium und Kaminfeuer. Er war gerade dabei, seine Geige mit neuen Saiten zu bespannen.

Im Grunde genommen interessierte ihn wenig außer seiner Violine, auf der er täglich spielte. Für den Rest, d. h. die Wirtschaft auf den Pachtgütern, die Pferde im Stall, die neuen Räder auf der Kutsche und das Dienstpersonal, sorgte, dem Himmel musste er dafür danken, seine schöne und tugendsame Freifrau Therese. Sie verwahrte alle vierzig Schlüssel zu den Vorratskammern und Wäschetruhen, zu den Bücher- und Jagdschränken. Sie konnte genau Auskunft geben, wie viel Korn, wie viele Schinken und Töpfe mit Konfitüre derzeit vorhanden waren. Ein Töchterchen, die dunkelhaarige Jenny, hatte Therese bereits geboren und war nun wieder schwanger. Noch vor Ostern wohl würde hoffentlich der Stammhalter zur Welt kommen.

Der Freiherr lächelte vor sich hin. Sollte es wieder ein Mädchen werden, so war es auch kein Unglück. Therese war erst fünf- undzwanzig Jahre alt, zwölf Jahre jünger als er, und ihre Familie,

die von Haxthausens in Bökendorf, erfreute sich traditionell großen Kindersegens.

Ein reizender Anblick war es, wie Therese sich auf ihren Schlittschuhen über das Eis der Gräfte bewegte. Trotz der vorge-rückten Schwangerschaft, die man ihr kaum ansah, tänzelte sie Pirouetten. Der Freiherr erhob sich, zog die Gardine zur Seite und winkte seiner Frau. Gewiss, es war zunächst eine Konvenienzehe gewesen, doch die Liebe zwischen ihnen war bald erwacht. Und Clemens-August gestand sich ein, dass sie mit jedem Tag stärker wurde. So viel verband ihn mit Therese: Sie schätzten beide Musik, Tanz und Literatur, Gastlichkeit und geistig anregende Gespräche mit klugen und frommen Menschen.

Mit einem Seufzen wandte er sich vom Fenster ab und vergaß die Geige beim Gedanken an die leidige Politik. Ungeahnte Veränderungen hatten die letzten Jahre in kürzester Zeit gebracht. In den Ländern Europas wankten die Throne und der sie stützende Adel. Das Volk verlangte landauf, landab nach Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit und Befreiung von Verpflichtungen gegenüber Adel und Geistlichkeit. Frei wollte man sein von den durch Gott gesetzten Autoritäten. Links des Rheins hatten die Franzosen zahlreiche Städte eingenommen und überall vor den Rathhäusern Freiheitsbäume errichtet. Die Truppen des französischen Generals Napoleon Bonaparte schienen unbesiegbar zu sein im gerade abgelaufenen Jahr 1796. Aber immerhin war es den Österreichern im September gelungen, sie am Übergang über die Lahn zu hindern. Am 17. November war ganz plötzlich Zarin Katharina II. gestorben, und seitdem saß in Russland ihr Sohn Paul als neuer Zar auf dem Thron. In England hatte der Landarzt Edward Jenner einen Jungen erfolgreich gegen die Pocken, diese Geißel der Menschheit, geimpft. Und der Freiherr auf Burg Hülshoff, Clemens-August von Droste-Hülshoff, hatte beim Lesen der Zeitung bei dieser Neuigkeit erfreut genickt. Die Wissenschaft würde viele Kinder, für die es in früherer Zeit keine Rettung gab, vor einem kläglichen Tod bewahren.

Ein neues Zeitalter brach an. Clemens-August trat vor den Kamin und startete, die Hände auf dem Rücken überkreuzt, in die Flammen. Überall flackerten die Feuer der Revolution.

Was mochte die Zukunft für das ungeborene Kind bereithalten?



Es war bitterkalt, als auf Burg Hülshoff am 12. Januar des Jahres 1797 das zweite Kind des Freiherrn Clemens-August von Droste-Hülshoff und seiner Ehefrau Therese zur Welt kam, zwei Monate zu früh. Die schöne, dunkellockige Therese war beim Schlittschuhlaufen auf dem Eis der Gräfte gestürzt. Stunden später brachte sie ein jämmerliches, kleines Mädchen zur Welt, das mit dünner Stimme wimmerte.

„Es hat keine richtige Haut“, stöhnte die Mutter und fürchtete sich fast davor, das kleine Wesen zu berühren, das mit den winzigen Ärmchen und Beinchen zappelte.

Die alte Dienstmagd wusch es vorsichtig in angewärmtem Wasser und packte es in weiche Tücher ein.

„Aber es atmet“, sagte der Vater. „Gott möge es uns erhalten. Lasst uns beten.“

Der Geistliche, der die täglichen Gottesdienste auf der Burg feierte, lebte im Hause und war schnell zur Nottaufe zur Stelle. Die Schwester des Freiherrn, die Äbtissin von Metelen, wurde in Abwesenheit zur Patin des Frühgeborenen erklärt, das die stolzen Namen „Anna Elisabeth Franzisca Maria Adolphina Wilhelmina Ludovica“ erhielt. Hinter jedem Namen stand eine Heilige, die bei Gott für das zarte Wesen bitten sollte.

„Kleines Nettchen, bleibe leben. Wir freuen uns so, dass du da bist“, murmelte die Burgherrin.

Die Geburt war leicht gewesen. Therese fühlte sich nicht erschöpft, sondern war hellwach und zugleich verstört über sich selbst, dass sie sich so übermütig auf das Eis gewagt hatte.

„Da ist wenig Hoffnung“, sprach der herbeigerufene Arzt mit leiser Stimme, als er sich über den Säugling beugte.

Das Würmchen saugte kümmerlich an einem Stoffnuckel, der mit gezuckertem Kamillentee getränkt war. Keine Fingernägel, nur Häutchen an den Fingerenden. Die gerötete Haut wie zerknittertes Papier.

„Es ist zu früh geboren, das arme Kind“, stellte der Arzt fest.

„Ach“, klagte Therese von Droste-Hülshoff, „durch meine Schuld leidet es jetzt.“

Alle schwiegen. Die Kammerzofe sagte, in Altenberge habe die Frau eines Webers gerade einen Jungen zur Welt gebracht. Sie könnte man doch fragen, ob sie das kleine Mädchen stillen wolle.

Eine Amme müsse das Neugeborene auf alle Fälle haben; nur mit Frauenmilch könne man es am Leben erhalten, meinte der Medicus zustimmend. Allerdings sei auch das ungewiss. Und wenn es in den nächsten Stunden oder Tagen verstürbe, so sollten sich die Eltern nicht zu sehr grämen. Gott, der Herr, habe es dann zu sich heimgeholt, um ihm weiteres Leiden zu ersparen. Oft nämlich seien die zu früh Geborenen nicht tauglich für das Leben mit seinen Anforderungen. Häufig blieben sie blind oder taub, für die weiteren Jahre angewiesen auf die Mildtätigkeit der Angehörigen.



Maria Katharina Plettenberg aus dem nahen Dorf Altenberge, die eilig mit der Kutsche herbeigebracht wurde, hatte sich ausgebeten, ihren kleinen Jungen mitbringen zu dürfen. So geschah es auch.

Die Amme zog sich in die für sie vorgesehene Stube zurück, wo der Ofen gut eingeheizt war. Ihren Sohn legte sie in die bereitgestellte Wiege und schaukelte ihn; das kleine Mädchen aber wärmte sie an ihrer Brust und ließ es nicht von ihrem Körper, obwohl es einstweilen zu kraftlos war, um zu saugen.

„Dat will leben, dat kleine Ding“, sagte Maria Katharina in ihrem münsterländischen Platt. „Dat ist zäh, dat Fräulein Nettchen.“

Mit dem Fuß stieß sie die Wiege an, während sie leise vor sich hin sang. Das neugeborene Burgfräulein hörte auf zu wimmern

und gab stattdessen ein friedliches Brummen von sich, wie ein junges Kätzchen.

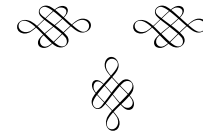
Acht Tage war Nettchen alt, als es endlich an der Brustwarze der Amme zu saugen begann.

Maria Katharina Plettenberg lächelte zufrieden. Sie trank heißen Zichorienkaffee mit Milch und warmes Malzbier und verzehrte dazu süßes Brot mit Rosinen, damit die Milch ihrer Brüste nicht versiege.



Teil 1

**DAS MÄDCHEN
IM MOOR**



DER LEBERFLECK

Burg Hülshoff, 1802



DER FREIHERR STAND IN SEINEM GRAUEN LANDROCK im Studierzimmer, die Geige zwischen Kinn und Schulter. Wenn er auswendig spielte, hielt er die Augen geschlossen und vergaß Zeit und Welt.

Nettchen schlich auf Strümpfen leise in den Raum und ließ sich unter dem Spinett nieder, um dem Vater zu lauschen.

Der Herr Papa war ein großer breitschultriger Mann mit erstaunlich kleinen Händen und Füßen, einer fast weißen Gesichtsfarbe und sanften Löckchen auf dem Kopf. Immer umgab ihn ein Hauch von Kolophonium-Duft, und er strahlte Milde und Freundlichkeit aus. Das Kind konnte sich nicht sattsehen an ihm, nicht genug hören, wie er der Geige Melodien entlockte. Und am liebsten war es ihm, ganz allein, ohne die Schwester Jenny und die Brüderchen Werner-Constantin und Ferdinand, mit dem Vater vereint zu sein. Jenny war ohnehin Mamas Lieblingskind, dafür war Nette Papas Liebling. So sah es jedenfalls die kleine Nette. Mama Therese, hätte man sie diesbezüglich befragt, hätte geantwortet, jedes ihrer vier sei ein Lieblingskind.

„Bist du wieder hier, Nettchen?“ Der Blick des Freiherrn war auf seine Tochter gefallen. „Komm zu mir ans Spinett. Wir spielen zusammen.“

Jeden Tag um diese Zeit spielte Vater Clemens-August auf dem in die Jahre gekommenen Instrument und leitete das neben ihm sitzende Nettchen an, die Basstasten zur Melodie zu drücken.

Mitten im Spiel brach sie diesmal ab. „Papa, wenn du einmal in den Himmel kommst“, platzte es aus ihr heraus, „hast du dann auch noch den Leberfleck auf der Hand?“

Lächelnd schüttelte Clemens-August den Kopf. „Im Himmel sind wir alle glänzend schön, Nettchen, von allen Flecken rein. Wenn ich dort meinen Körper wieder annehme, wird er sein wie damals, als ich etwa dreiundzwanzig Jahre alt war. Ohne Narben, ohne Warzen, ohne Flecken.“ Der Freiherr träumte sich für ein paar Augenblicke zurück in seine Jugend. „Dann hast du einen jungen, starken, viel schöneren Papa.“

Das Gesicht der Kleinen verkrampfte sich bei diesen Worten vor Schrecken. „Wie soll ich dich denn dann erkennen?“ Nettchen sprang auf und rannte weinend aus dem Zimmer.

„Ich kann meinen Papa im Himmel nicht wiederfinden“, jammerte sie, als Jenny erstaunt fragte, was vorgefallen sei. „Dann sehe ich ihn nie wieder, weil er ganz anders aussieht als jetzt.“

„Bis dahin ist noch lange hin“, tröstete Jenny die kleine Schwester. Aber das Mädchen war tief verstört. Stundenlang weinte sie weiter und war durch nichts zu beruhigen.

Auch Mama Therese gelang es nicht, ihr Kind von seinem Kummer zu befreien. Was auch immer sie vorbrachte – der Schutzensengel werde Nette zum Vater führen, es werde noch Jahre dauern, bis er im Himmel sei, sie werde dann älter und klüger sein –, es war umsonst. Die Freifrau wusste nicht mehr aus noch ein.

Ja, sie hatten ihre liebe Not mit diesem erstaunlichen kleinen Mädchen, das so viele Fragen stellte und in größte Aufregung geriet, wenn sie einen Riss in der Tapete bemerkte oder eine Unregelmäßigkeit auf dem Parkettboden. Nettchen bekam Angstzustände, wenn die Kammerzofe krank im Bett lag, und sie weinte tagelang, als das Malteserhündchen gestorben war. Oft sprach sie mit sich selbst und erzählte grauenhafte Geschichten von finsternen Gestalten, die sie angeblich in der Dunkelheit besuchten. Und man musste die Kinderzimmertür bei Nacht abschließen, weil die Kleine im Halbschlaf durch die Korridore geisterte.

DER SCHRANK

Burg Hülshoff, 1805



ANNETTE WAR JETZT ACHT JAHRE ALT, zu dünn für ihr Alter und viel zu zappelig für ein Freifräulein.

Wenn sie ein Buch las, blieb sie nicht ruhig. Sie las dann plötzlich laut, lachte schrill auf und wurde immer nervöser. Bei den abendlichen Handarbeiten im Schein des Talglichts stach sie sich regelmäßig in den Finger. Bald verbot die Mutter, dass bei der Handarbeit vorgelesen wurde, wenn die kleine Nette dabei war, weil das Kind bei jeder Lektüre völlig die Fassung verlor.

Das Freifräulein tanzte gerade durch den langen Flur. Die Mutter war mit Jenny und den Brüdern draußen im Garten. Annette schwenkte die Arme hin und her und sang dazu. Plötzlich brach sie ab und blieb wie erstarrt stehen.

Der Schrank mit den Büchern vor ihr war wie eine Kapelle, war ein Tabernakel, in dem die geweihten Hostien lagerten. Der Schlüssel steckte heute darin. Die Mutter hatte ihn nicht abgezogen.

Schnell schob das Kind einen Stuhl herbei, um an die höheren Fächer des Bücherschranks zu kommen. Sie nahm den Schlüssel an sich, befestigte ihn am Gürtel ihres Kleides, öffnete die Tür und griff nach dem ersten besten Band.

Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel ...

An den Schrank gelehnt las Annette, leise vor sich hin murmelnd, mit dem Finger von Zeile zu Zeile weiterrutschend:

Schändlicher, dreimal schändlicher Karl! Ahndete mirs nicht, da er, noch ein Knabe, den Mädels so nachschlenderte, mit Gassenjungen und elendem Gesindel auf Wiesen und Bergen sich herumhetzte, den Anblick der Kirche, wie ein Missetäter das Gefängnis, floh ... Ahndete mirs nicht, da er die Abenteuer des Julius Caesar und Alexander Magnus lieber las als die Geschichte des bußfertigen Tobias?

Es war für das Mädchen wie das Trinken eines Glases voller Sirupwasser. Wie schändlich dieser Karl doch war!

Plötzlich waren Schritte auf der Treppe zu hören. Das konnte nur Mama sein, die langsam die Stiege heraufkam. Erschrocken warf Annette das Buch zu Boden, drückte den Schrank zu und ergriff die Flucht. Auf der anderen Treppe rannte sie herunter, durch die Tür hinaus, über die Brücke zum Garten, wo sie sich unter den Obstbäumen die Zeit vertrieb. Erst gegen Abend schlich sie zum Haupthaus der Burg zurück.



Therese von Droste-Hülshoff hatte das Küchenmädchen ermahnt, es solle die Augen aufhalten nach dem Schlüssel zum Bücherschrank.

Im Salon herrschte indes große Aufregung. Mama hastete gerade mit langen Schritten durch den Raum. Jenny hielt ihre beiden Puppen an sich gedrückt und weinte lauthals.

„Wie oft habe ich gesagt, dass die Bücher im Schrank nicht für Kinder sind!“ Die Freifrau warf ihrer Ältesten einen vernichtenden Blick zu. „Spurlos verschwunden“, rief sie mit gerötetem Gesicht.

„Das Haus verliert nichts“, sagte der alte Hannes, der mit dem Staubwedel den Flügel säuberte.

„Jenny, hilf mit suchen!“, befahl Mama Therese.

Der kleine Fente krabbelte derweil unter dem Tisch herum und schrie auf einmal: „Hab' ihn gefunden! Hab' ihn gefunden!“ Aber es war nur ein Stück Knochen, das der Jagdhund dorthin geschleppt hatte.

Schreckensbleich wartete Annette darauf, dass die Mutter auch sie nach dem Schlüssel fragte. Lügen durfte sie auf gar keinen Fall. Wenn Mama fragte, musste sie mit der Wahrheit heraus, und auch dann würde es die Rute für sie geben. Annette wusste noch genau, dass sie den Schlüssel abgezogen hatte. Aber dann? Ach ja, sie hatte ihn auf der Flucht in den tiefen, breiten Graben vor dem Haupthaus geworfen. Jetzt kehrte die Erinnerung zurück.

Mama Therese fragte Annette aber gar nicht nach dem Schlüssel. Sie schimpfte Jenny aus, die sie im Verdacht hatte, schüttelte ein ums andere Mal den Kopf und erklärte, dass sie alle morgen weitersuchen müssten.

Jenny schluchzte jämmerlich. Sie hatte den Schlüssel wirklich nicht fortgeschafft. Immer wieder beteuerte sie es.



Annette weinte, als sie den Abendsegen betete und fand keinen Schlaf. Stattdessen richtete sie ihre inständigsten Gebete an den lieben Gott, er möge ihr helfen. Manche Dinge waren so schwer, dass nicht einmal Gott mehr helfen konnte, überlegte sie dann. Auch er in seiner Allmacht konnte den im Graben versenkten Schlüssel nicht hervorzaubern. Mit diesem Gedanken war Annette schließlich eingeschlafen.

Im Schlaf wurde ihr leicht und fröhlich zumute.

„Alles wird gut“, sagte eine helle, freundliche Gestalt, die an ihr Bett getreten war, „mach dir keine Sorgen, Nettchen. Der Schlüssel, den du in den Hausgraben geworfen hast, wird morgen oben auf dem Schrank liegen, da wo er hingehört.“

Als die Morgensonne ins Zimmer schien, sprang Annette auf. Barfuß und noch im Nachthemd rannte sie über den langen Korridor zum Bücherschrank. Sie schob einen Stuhl heran, stieg hoch und tastete über die Holzdecke des Möbelstücks.

Tatsächlich, da war der Schlüssel! Der, den sie gestern in der Hand gehalten hatte. Der liebe Gott konnte eben doch alles.

Haftete nicht sogar noch etwas Schlamm an dem Schlüssel?

EIFERSUCHT

Burg Hülshoff, Sommer 1806



IN DEN SOMMERFERIEN KAM DAS PATENKIND des Vaters angereist und blieb für mehrere Wochen. Clemens war der jüngere Sohn von Onkel Maximilian und Tante Dine, ein dunkelhaariger, hübscher Bengel mit dunkelbraunen Augen, der ständig Witze riss und am liebsten mit Annette herumalberte. Er war vier Jahre älter als sie, und das bedeutete, dass der Vater ihn ganz ernst nahm und mit ihm sprach wie mit einem Erwachsenen.

Kaum angekommen, stürmte der Junge zu seinem Onkel in dessen Studierzimmer, und Annette rannte hinterher.

„Ich freue mich immer so, wenn du da bist“, sagte der Vater zu dem Neffen und drückte ihn kurz und herzlich.

Ohne zu fragen, nahm Clemens die zweite Geige des Freiherrn von der Wand, holte sich einen Bogen, den er hastig mit Kolophonium einrieb, und begann, das Instrument zu stimmen, was ihm ohne Stimmgabel auch auf Anhieb gelang. Das G, das D, das A und das durchdringend zirpende E mit all den glitzernden Obertönen.

Annette summte mit.

„Gib mir Stunde, Onkel“, bat der Neffe und erhielt die immer gleiche Antwort.

„Ich darf's nicht, lieb Kind. Ich hab's deiner Mutter in die Hand versprochen. Mein Ehrenwort hab' ich ihr gegeben.“

„Onkel, bitte.“

Clemens-August freute sich darüber, dass sein Patenkind die

Violine so liebte wie er, und er verstand den Jungen nur zu gut. Aber versprochen war versprochen, und ein Ehrenwort durfte man nicht brechen. Die Schwägerin Dine meinte es ja nur gut. Sie hatte Todesangst davor, ihre Söhne könnten Musiker werden und würden ihr Leben lang unter Geldnot und Sorgen zu leiden haben.

„Was willst du denn wissen?“, fragte der Freiherr seinen Neffen, nun doch einlenkend.

„Lagenwechsel, Flageolett, Vibrato, alles.“

„Pass auf, Clemens. Aus meinem Mund wirst du kein Wort hören. Aber: Stell dich mit der Geige neben mich und schau ganz genau zu. Und wenn ich zu spielen aufhöre, spielst du es nach. Wenn es gut war, geht es weiter. Wenn nicht, spiele ich die Takte noch einmal, und du wiederholst.“

Und schon begann das Zusammenspiel der beiden. Jetzt spielten sie Doppelgriffe, die sich mit zwei Geigen besonders gut anhörten.

Annette kramte indes den Koffer mit der Dreiviertelgeige hervor, die der Vater ihr geschenkt hatte, und wollte sie ebenfalls stimmen; doch die Wirbel hielten nicht, so fest Annette sie auch in den Hals der Geige hineindrückte. Sie geriet außer sich, als sie das Kreidestück nicht fand, das man brauchte, um sie wieder griffig zu machen.

„Ach, bitte, Nettchen, geh doch raus zu Jenny und stör uns nicht“, sagte der Vater.

„Ich will aber mitspielen“, schrie Annette.

„Nein, Nettchen. Du gehst jetzt raus.“

„Nein!“

„Nettchen, zum letzten Mal. Stör die großen Leute nicht bei der Arbeit!“ Des Vaters Stimme klang nun streng.

Annette packte ihr Instrument und rannte hinaus. Warum war Clemens überhaupt gekommen? Warum wollte er unbedingt Geige spielen?

„Lieber, lieber Teufel“, betete sie laut, als sie im Korridor stand. „Bitte lass den Arm von Clemens brechen. Ja, jetzt gleich.“

Und nach dem Abendsegen wiederholte Annette ihr gotteslästerliches Gebet. Der einzige Ausweg in ihren Augen war, dass Clemens sich einen Arm brach, entweder den, der den Bogen hielt, oder den, mit dem er die Geige unter das Kinn drückte.

„Lieber, lieber Teufel, bitte“, murmelte das Kind sich in den Schlaf.



„Es sind Ferien, Clemens“, sagte Mama Therese am nächsten Morgen.

Die Sonne schien ins Zimmer, in dem die Familie unter den Ahnenbildern am Frühstückstisch saß. Zu Ehren des Gastes gab es heiße Schokolade für alle.

„Nach dem Frühstück geht es mit Herrn Wilmsen zum Reiten auf die Wiese“, verkündete die Mutter.

Der Vikar Caspar Wilmsen stellte seine goldumrandete Tasse zurück und nickte.

„Ich fürchte mich vor Pferden“, meinte Clemens.

„Dann wird es höchste Zeit, dass du dich an Pferde gewöhnst“, sagte der Freiherr zu seinem Neffen. Und an den Vikar gewandt, fuhr er fort: „Passen Sie nur gut auf meinen Patensohn auf, lieber Wilmsen. Lassen Sie ihn auf Leonore reiten. Der Gaul ist lammfromm und nicht zu hoch. Und bleiben Sie bitte am ersten Tag für Clemens am besten mit den Kindern auf der Wiese.“

Der Freiherr überlegte, dass Schwägerin Dine sicher sehr erfreut über den Aufenthalt ihres Sohnes beim Patenonkel wäre, wenn sie hörte, dass Clemens auf Hülshoff das Reiten gelernt hatte.



Der Stallknecht führte die Pferde aus dem Stall.

Die vier Kinder auf Burg Hülshoff waren allesamt gute Reiter. Leonore war eine uralte Stute, die für die Jagd nicht mehr zu gebrauchen war und mehr oder weniger ihr Gnadenbrot verzehr-

te. Fente hatte anfangs auf Leonore das Reiten geübt, weigerte sich aber inzwischen, auf dem übergewichtigen, langweiligen Tier auszureiten, und nutzte stattdessen das für ihn angeschaffte lebhaftes Pony. Werner-Constantin, Jenny und Annette bestiegen die dunkelbraunen Kutschpferde. Caspar Wilmsen half Clemens in den Sattel der Stute, die müde blinzelte.

Über die Brücke ging es dann hinaus. Annette hielt sich hinter ihren Geschwistern. Clemens zögerte, ehe er losritt.

„Nicht zu schnell! Und nur auf der Wiese!“, mahnte der Vikar, der zu Fuß hinter seinen Schützlingen herhetzte.

„Sei keine Memme“, rief Annette dem Cousin zu, als er auf Leonore langsam und am Schluss daherkam. „Hau ihr die Gerte über den Hals, das mag sie!“

„Meinst du wirklich?“ Clemens war unsicher.

Annette preschte stolz an ihm vorbei und warf keinen Blick zurück. Hinter ihr schrie Caspar Wilmsen laut auf. Leonore wieherte schrill. Und dann war ein Jammerschrei des Vetters Clemens zu hören. Am lautesten aber heulte Annette auf.

„Der Teufel! Der Teufel!“, schrie sie und konnte sich nicht beruhigen. Doch niemand kümmerte sich um Annette.

Der unglückliche Cousin war übel gefallen, sein Arm völlig verdreht. Clemens hatte die fürchterlichsten Schmerzen. Weiß im Gesicht, versuchte er, sich zu beherrschen und *contenance* zu wahren.

Noch einmal musste Clemens leiden, als der aus Münster herbeigeholte Arzt seinen linken Arm schiente, der eindeutig gebrochen war. Der Junge müsse ihn jetzt mindestens drei Wochen lang ganz ruhig halten, damit er wieder zusammenwachse, erklärte der Medicus mit düsterem Gesicht.

Vikar Wilmsen entschuldigte sich fast ununterbrochen, dass er nicht genügend auf Clemens geachtet habe. Annette wiederum war untröstlich in ihrem Schmerz, den niemand so recht verstand.



Am Ende dieses Tages erzählte sie die ganze schreckliche Wahrheit dem Vikar. Er dürfe es aber auf keinen Fall Jenny weitersagen und schon gar nicht der Mama oder dem Papa. „Denn wenn Papa hört, was ich getan habe, schickt er mich weit weg.“

„Wohin soll er Sie denn schicken, liebes Fräulein?“, fragte Wilmsen, der die aufgeregte Kleine vor allem beruhigen wollte.

„In die Wüste“, flüsterte Annette. „Das hat er schon einmal angedroht. Und da verdurste ich, und da sind nur Kamele, und ich muss jeden Tag Kamelmilch trinken und eine Portion Kaktus essen.“

„Der Teufel hat große Macht auf Erden“, erklärte der Vikar. Deswegen müsse man sich in Gedanken und Taten von ihm fernhalten. Wenn er erscheine, sei es ausreichend, das Kreuzzeichen zu schlagen, das schrecke ihn nachhaltig ab. Auf gar keinen Fall dürfe man sich mit ihm einlassen und ihn ansprechen. Sie habe diesen Fehler begangen. Er hoffe, dass es das erste und letzte Mal sei. „Sie sehen ja selbst, was passiert ist, Fräulein Nette. Dass Clemens so leiden muss, das haben Sie ja nicht gewollt.“

Als Wilmsen gegangen war, weinte Annette still weiter. Und zugleich stieg ein seltsames Gefühl in ihr auf. Wenn sie sich mit dem Teufel verbündete, konnte sie alles erreichen, was sie wollte.

Das war schrecklich. Und gleichzeitig unglaublich schön.



„Denn in hundert Jahren möcht' ich gelesen werden ...“,
notiert sie selbstbewusst über ihren Nachruhm:
Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), die wohl
bedeutendste deutschsprachige Dichterin des
19. Jahrhunderts.



Als Siebenmonatskind kommt sie auf einer westfälischen
Wasserburg zur Welt, kaum lebensfähig. Aber Annette
kämpft. Auch wenn sie kränklich bleibt, ziehen sich
Stärke und Vitalität wie ein roter Faden durch ihre Bio-
grafie. Früh zeigt sich Annettes große Begabung:
Hochmusikalisch ist sie, vor allem formuliert sie meister-
hafte Verse. In einer Epoche voller Brüche steht die
feinsinnige Poetin zeitlebens in Konflikt mit der Konven-
tion, zwischen Gehorsam und Auflehnung. Annettes
besondere Beziehung zu ihrem Schützling, dem siebzehn
Jahre jüngeren Levin Schücking, gerät bald zu einer
funkensprühenden „Liebesfreundschaft“ ...

